

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 2=22 (1856)

Heft: 67

Artikel: Der Stadt Basel kriegerische Wirksamkeit während des
Burgunderkrieges : nach und aus der Chronik des Kaplans Knebel

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-92283>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die schweizerische Militärzeitung erscheint zweimal in der Woche, jeweilen Montags und Donnerstags Abends. Der Preis bis Ende 1856 ist franco durch die ganze Schweiz Fr. 7. — Die Bestellungen werden direct an die Verlags-handlung „die Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung in Basel“ adressirt, der Betrag wird bei den auswärtigen Abonnenten durch Nachnahme erhoben. Verantwortliche Redaktion: Hans Wieland, Kommandant.

Der Stadt Basel kriegerische Wirksamkeit während des Burgunderkrieges,

nach und aus der Chronik des Kaplans Knebel,

veröffentlicht von

Buxtorf-Falkeisen.

(Schluß.)

„Dieser tolle Burgunder hat sich geschrieben: der Allermächtigste, Erlauchteste, Unbesiegbare, Glorreichste, Schreckensreichste (metuendissimus); und alle diese Titel waren Lug und Trug, eingegeben vom unbändigen Stolge. So hatte auch der Satan gesprochen: Ich will aufsteigen u. s. w. und gleich sein dem Allerhöchsten, und ist gestürzt worden in den Abgrund der Hölle. So ist jener umgekommen im Schlamme der Erde.“

Mit dem Tode Karls war das Basel drohende Verderben und der Bürger schwere Besorgniß mit einem Schlage getilgt. Darum wurde auch die Siegesbotschaft von Nancy mit Jubel begrüßt. In Kirchen und Klöstern wurden feierliche Messen gesungen, und (so schreibt unser Kaplan) „ich, Joh. Knebel, habe die Messe gesungen am Hochaltar des Münsters, freudiger denn je.“

Wir wissen das siegreiche Heer auf dem Rückzuge, unwillkommene Gäste wo es eintraf. Da beim Heranmarsche den Schweizern in der Stadt Heiligkreuz auf Anstiften des Vogtes Lebensmittel und Quartier abgeschlagen worden waren und dieser sie noch schadenfroh ins Gesicht verlacht hatte, so sollte er den Spott jetzt auf dem Rückmarsche bitter bezahlen. Sie erschienen erst zu Dreien und Vieren in der Stadt, dann zu Mehreren, endlich unwiderstehbar in Haufen. Jetzt gleich zum Vogt auf das Schloß. Dieser eilte auf und davon, so allein seinem Tode entrinnend. Da nahmen sie alles Bewegbare mit sich fort und zertrümmerten und verbrannten was stehen blieb.

Bei dem Durchzuge durch Basel hatten die Städter auch der Eidgenossen Ungeßüm zu erfahren. Als diese daselbst eingezogen waren, begehrtten sie vor Allem von dem Herzog v. Lothringen Zahlung. Er

schickte ihnen Schilde, Kronen, Dukaten und englische Nobel, in der Meinung, die Basler sollten die Wechsel machen; doch sie wollten nicht und schmolzen das Geld und schlugen Basler Guldenhalter. Darum mußte das Kriegsvolk in der Stadt bleiben, und die Basler sind ob seinem Murren in nicht geringer Besorgniß. — Ein Streit der Universität mit dem Bischof kam noch dazu, der Schweizer leicht erregbare Gewaltsamkeit zu reizen. Es sollte nämlich ein loser Student, eines Bürgers Sohn, der einen dem Bischof befreundeten jungen Geistlichen wund geschlagen hatte, auf bischöflichen Befehl mit Einsperrung gezüchtigt werden. Das gaben aber der Rektor und die Lehrer der Universität nicht zu, und Sonntag (so hieß der Student) ward strafflos der Haft entlassen, dem Bischof zum Trost. Da entzog dieser, als der h. Schule Kanzler, der Fakultät der freien Künste ihr Vorrecht der Magisterpromotion, gerade als die oberen Eidgenossen (bei 8000 Mann) aus dem Nancystreit durchgezogen. Jetzt gingen ihre hier studierenden Landsleute, die promovirt werden wollten, die Hauptleute mit Klagen an, indem sie ihnen Konfekt und Malvasier vorsetzten. Sie erreichten ihren Zweck nur zu leicht, denn unser Chronist erzählt (wohl freilich in zu weit gehender Beängstigung), die Studenten hätten ihre Landsleute zum Entschluß gebracht, in die Wohnungen der Domherren und Kaplane zu dringen, um sie zu berauben, wenn nicht gar zu tödten (!). — Das Kapitel beeilte sich aber den Gewaltthatigkeiten zuvorkommen und bewirkte, daß der Bischof die Examina und Promotionen wieder gestattete. — Jedenfalls beweist diese Erzählung, in welchem Ruße der Gefährlichkeit die kriegerischen Eidgenossen standen. — Zur Beziehung des Soldes ließen sie sechs Beigeordnete mit einem jeden Hauptmann auf Reinhardts Kosten in Basel verweilen. — Mit der dritten Woche Januars waren die meisten abgezogen. Da diese eidg. Abgeordneten noch in Basel weilten, beschloßen sie einstimmig, dem Könige von Frankreich über zwei Punkte zu berichten. Erstens möchte seine Mannschaft, die in Nancy-Krieg geschickt worden, aber dem Streite fern geblieben, die hohen Kriegs-

gefangenen ihnen, den Verbündeten, zuschicken; dann möchte der König nicht weiter in Burgund vorrücken, denn sie selber hätten das Land mit ihrem Schwerte erobert.

Ohne blutige Thätlichkeiten sollte indessen die Anwesenheit des schweizerischen Kriegsvolkes nicht ablaufen. Als am 24. Jenner um die Mittagsstunde der junge Diensthub eines Zürcherischen Reiters Pferd am Fischmarktfbrunnen tränkte, drängten gerade auch Kriegsgesellen von Bern in gleicher Absicht zum Wasser. Diese stießen den jungen Zürcher vom Pferde zu Boden und schlugen ihn. Auf sein Geschrei eilten ihm etliche Zürcher mit blanken Klängen zu Hülfe, stürzten über die Berner her, stießen zwei nieder und schlugen vier andern Wunden. Daraus erhob sich ein solcher Tumult, daß die Basler zu den Waffen griffen und die Herrn vom Kapitel sammt den Kaplanen im Bischofshofe sich versammelten und den Rath fragen ließen, was hierin zu thun sei. Indessen legte sich das Getümmel, und das Volk verließ sich.

Schon konnten mehrere der schweizerischen Kontingente zu Hause angelangt sein, als die Mannschaft des Bischofs von Basel noch immer im Schnee und Frost die Fehde fortführte. Am Tage Mariä Reinigung schnitt es besonders streng, als die Bischöflichen das den Herrn von Blamont zugehörnde Schloß Mettsch belagerten. Eine hohe Last Schnee umwallte schirmend die Burg. Die Bischöflichen standen vom Sturme ab, kamen aber bald wieder und nahmen sie dann. Bei dieser Winterkälte war das Soldatenleben im freien Felde fürwahr ein harter Stand. War doch diesen Winter der Rhein bei Rheinfelden unterhalb des Steins zum dritten Mal schon so fest zugefroren, daß schwere Wagen darüber fuhren.

In Basel wollten Ruhe und Sorglosigkeit noch lange nicht zurückkehren. Es waren allda Kriegsknechte im Solde des Herzogs v. Lothringen liegen geblieben, die die Löhnung von 6000 Gulden erwarteten. Da es nun hieß, Graf Oswald v. Thierstein hindere den Herzog an der Auszahlung, er sei der Schuldige, so drohte alsbald die Mannschaft ihn in seinem Schlosse Pfeffingen zu überfallen. Er wagte sich nicht in die Stadt, Gefangenschaft oder gar Tod fürchtend, bat Rätbe und Bürger um sicheres Geleite und warb dann Kriegsknechte zur Verttheidigung des Schlosses. — Doch die Sache verlief ohne Folgen, und wir treffen den Grafen bald wieder in der Mitte zwischen dem Herzog v. Lothringen und den Schweizern vermittelnden Ausschüssen in Basel.

Diese letztern scheinen hier nicht den besten Nachruhm hinterlassen zu haben. Unser Kaplan berichtet: Ein Gewisser hat mir mitgetheilt, die Oberen seien listige Leute, sie hätten mehr als 1000 Mann angerechnet, die sie gar nicht gestellt hatten (computaverunt plus mille homines quam pro soldato sint conventi).

Neben dem verlegte der Berner Anmaßung, von sich aus, ohne Mitberathung der Vereinsgenossen, einen Waffenstillstand mit dem verwaisten Burgund,

nach dem Ludwig XI. gicrige Blicke warf, abzuschließen. Am 6. Hornung übersandten sie den Baslern ein Schreiben: Besançon, Salins, Dijon und andere Städte und Gemeinden Burgunds hätten die Bitte an sie gestellt, sie möchten alle Feindseligkeiten und allen Ueberdrang in ihrem Lande verwehren; man wünsche Verständigung mit den Bündischen. Darum hätten sie, die Berner, ihnen Waffenstillstand gesetzt bis Sonntag Reminiscenz und wollten mittlerweile um Frieden verhandeln. — Das zu thun, wünschten sie auch den Baslern anzupfehlen, und ersuchten sie, den Uebrigen vom Bunde darüber Meldung zu thun. Das Alles haben die Berner von sich aus unternommen (bemerkt mit Vorwurf der Chronist), ohne Willen und Wissen der Anderen, und fordern gleichwohl Gehörleistung. Aber Joh. v. Müller urtheilt: „Wenn alle Eidgenossen den fürstlichen Sinn der Stadt Bern gehabt hätten, so konnte das ganze Juragebirge mit einem Theil des Vogesischen unschwer gewonnen und vom Engadin bis an die Saone, von Straßburg bis Velenz ein sehr achtungswerther Bund freier Völker dargestellt werden. Aber dieses mißfiel den alten Orten im Alpengebirge nicht nur, weil es sie in Kriege verwickeln, sondern weil ihre bescheidenen Thäler völlig unscheinbar, und in dem von ihnen ausgehenden Bunde Andere über sie Herren würden. — So sehrlich in Wirklichkeit Ludwig XI. seine Herrscherhand über das fürstlose Land zu schlagen wünschte, so wenig gelüstete aber das Volk in Burgund nach dem Drucke dieser Alles niederschlagenden Gewaltthat des arglistigen Herrscherkopfes. Er ließ den Ständen des Landes sein erlogenenes Schmerzgefühl über den Tod ihres Herrn und seinen Absichten gar naiv also ausdrücken: Treue, Liebe!

Wir haben vernommen den Mißfall, so geschehen unserm Bruder von Burgund, das uns leidet. Und wäre das also, daß seine Person gefangen oder gar todt wäre — das Gott nicht wolle. — so sollt ihr wissen, daß ihr der Kron und des Reichs (Frankreichs) seid. Seine Tochter ist auch unsere nächste Gesippte und Götin, der wir vorbehalten wollen ihre Gerechtigkeit in jeder Weise, als unser Eigenthum. So warnen wir Euch darum, daß Ihr Euch in keine Hand, noch untere Andere thuet, denn in die Unsere. Ihr werdet des zufrieden sein.

Gegeben zu Plaißis vor Paris 9. Jan. 1477.

In eben so entschiedenem Tone antworteten aber die Burgunder, gut deutschgesinnt, ganz unterthänigst mit einem Korb in der Art:

Dem allerhöchsten und fürnemeisten und allerchristlichsten Fürsten und Künig von Frankreich!

So demüthiglich als wir nur meist mögen empfehlen wir uns Euerer gütlichen Gnade und es geliebe (?) Euch zu wissen, allerhöchst fürnehmst und allerchristlichster Fürst, wie daß wir in aller Demuth empfangen haben Unern Brief, den Ihr geliebt habt uns zu entbieten, daß wir uns nicht setzen, noch diese Stadt (Besançon) in eine andere Hand, denn in die Euer. Da geliebe Euch aber zu wissen, allerhöchster und fürnehmster und allerchristlichster Fürst, wie

daß von alten Zeiten her diese Stadt und wir selber Untertban des heiligen (Röm.) Reichs und des Kaisers gewesen, als unsers obersten Herrn, und unter seiner Vorsahren, den Kaisern und Röm. Königen haben wir gelebt friedsamlich bis diese Zeit, und wir je sind in irgend eines Andern Handen oder Herrschaft gestanden. Und haben die gute Meinung: mit der Hilfe unsers Herren zu bleiben in unserm alten Harkommen. Der benedikt Sohn Gottes, des Friedens, der gebe Euch gutes Leben (?) und eine lange Regierung!

Geschrieben in dieser kaiserlichen Stadt Bzanz des 24. Tags Januar 1477.

Kurze und lange Haubigen.

Wir hören wieder einmal etwas von einigen unserer Schulmeister (d. h. Instruktoren), worüber wir im Stillen den Kopf schütteln müssen, und — sit venia verbo — „den Kragen zu leeren“ und in diesem Blatte unsere — gewiß nicht so sehr auf den Exerzirplätzen, an den Zielwällen und in den Schußtabellen —, aber vielleicht doch eben so viel auf dem Boden unsers Landes, in reiflicher Vorstellung der Fälle des Kriegs, in gediegenen kriegs-wissenschaftlichen und geschichtlichen Werken gewonnene Meinung auszusprechen wünschen, übrigens mit dem aufrichtigen Wunsche nur die Wahrheit zu finden, und durch gute Gründe belehren und befehren zu lassen, und durch solche offene Behandlung der Sache unsrer Kameraden Wahrheit von einer oder andrer Seite zu verschaffen.

„Die kurzen Haubigen“, hören wir einige unserer Instruktionsoffiziere (Instruktoren II. Klasse) verächtlich predigen, „sind eigentlich in der Eidgenossenschaft nur noch geduldet, und sollen nach und nach in Abgang kommen, indem man mit den langen viel richtiger und weiter schießt.“

Woher diese Herren den ersten Theil ihres halb weißsagenden Ausspruchs nehmen, wissen wir nicht. Vielleicht daß sie im geheimen Rath unserer höchsten Artilleriebehörden sitzen, oder gar die Stellen eines Oberst-Inspektors und Oberst-Instruktors bereits in der Tasche haben. Wir unsererseits wollen dagegen ganz bescheidenlich sagen: „So Gott will, werden wir kurze Haubigen so lange behalten, als wir Berge und Hügel in unserm Lande haben und als wir uns darauf gefaßt machen wollen, feindliche Truppen hinter Deckungen oder auch in hohler und tiefer Stellung beschießen zu müssen, und die Raketen nicht noch unendlich mehr als bisher vervollkommen sein, als bis jetzt.“

Ganz richtig ist dagegen der zweite begründende Theil jenes Ausspruchs, in so fern man die Ergebnisse des — Schießplatzes berücksichtigt, nicht aber — (nach unserer Meinung wenigstens) — im Feld mit allen seinen Wechselfällen. Vielmehr glauben wir, daß in so vielen Fällen des Krieges, namentlich in unserem Land, die kurzen Haubigen „sicherer ihr Ziel (wir sagen nicht „die Scheibe“ oder „das Fäßchen“ oder den Zielwall) treffen werden, als die

langen, daß ihre Beibehaltung in allen Ehren durchaus rathsam, ja nothwendig ist.“

Wir brauchen zur Vertheidigung unseres Sages den denkenden Leser nur auf einige von unserem in vielen Dingen so trefflichen, und doch so viel verschriebenen Oberst Sinner gezeichnete, in Steindruck seinem Taschenbuch von 1843, Seite 46 beigelegte Striche, den Schuß des Mörsers, der (kurzen) Haubige und der Kanone verjüngend, zu verweisen. (Damals machten freilich die langen Haubigen noch nicht Furor.) Der kaiserliche Erfinder der Granatkanone saß noch als verbannter Prinz, Berner Artilleriehauptmann und Thurgauer Bürger und von der Welt als Komödiant tagirt auf Schloß Ham, und die „Eidgenossen“ als solche hatten den 24. Wintermonat 1847 noch nicht erlebt, an welchem sie die sonderbündlerischen so sehr gefürchteten langen Haubigen mit dem „L. Ph.“ und der orleanischen Franzosen-Königs-Krone hinter der Jesuitenkirche in Luzern fanden und zum Dank für den von ihnen nicht erlittenen Schaden freundlich aufnahmen, wo nun diese jungen fremden Guckgucke die alten, seit 1710 eingeführten, bescheidenen Grasmücken — nach dem Ausspruch jener Schulmeister ein Grasmückenhaupe — zu verdrängen drohen, weshalb einem Berner Grobschütz aus „Byermannischer“, „Rothischer“ und „Sinnerischer“ Schule erlaubt sein mag, sie in Schuß zu nehmen, „weil in Gebirgen und engen Pässen mit solchen besser als mit schweren Stücken fortzukommen, auch mehr damit auszurichten sei“ (wie der kleine Rath von Bern 1698 glaubte). (S. Roth Gesch. des Bern. Kriegswesens II. Zeitraum, Seite 83 und 84.)

Vergleichen wir die Wirkung unserer gegenwärtigen verschiedenen Geschüßarten:

- 1) bezüglich des zu gebenden Richtungswinkels (Elevation),
- 2) bezüglich der Schnelligkeit des Geschosses,
- 3) bezüglich der daraus sich ergebenden Beschaffenheit der Flugbahn,

so folgen sich in Bezug der geringstmöglichen Kleinheit des Richtungswinkels (Höhe der Elevation) wie in Bezug der größtmöglichen Schnelligkeit dieselben so:

Kanonen, lange Haubigen, kurze Haubigen, Mörsers und demnach auch entsprechend in Bezug auf geringstmögliche Krümmung der Flugbahn. Es folgt daraus ganz von selbst deren Gebrauch in der Reihe vom ganz offenen bis zum möglichst gedeckten Ziel einerseits und vom senkrecht stehenden zum waagrecht liegenden Ziel.

Da nun der größte Richtungswinkel der langen Haubige um sehr wenig größer ist als derjenige der Kanonen, so folgt (ganz abgesehen von andern, später zu erörternden Gründen) für alle Fälle, wo der größte Richtungswinkel der langen Haubigen zu klein, das Ziel zu verdeckt, zu wenig der Senkrechten nahe steht, oder liegt, und wo doch auch Mörsers noch nicht anwendbar sind die Nothwendigkeit eines Geschüßes mit Richtungswinkeln, welche zwischen denen langer Haubige und Mörsers mitten inne stehen und diese sind die kurzen Haubigen. Solche